

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Erwin Thoma

Die geheime Sprache der Bäume

Die Wunder des Waldes für uns entschlüsselt

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Inhaltsverzeichnis

Einleitung	7
Du begleitest mich	11
Mondholz	27
Christbäume und Mondreisig	41
Japan – uraltes Wissen für neues Leben	45
Eine Forschungsreise	53
Die Wetterfichte	71
Die Sprache der Bäume	81
Alle Feuer dieser Erde	99
Der Sesselkreis	107
Ein Traum	115
Vom Traum zum Versuch	121
Es brennt nicht	129
Der Specht im Baum	137
Von der Holzzelle zur Hochtechnologie	141
Holz und Gesundheit	147
Bäume und ihre Heilwirkung	157
Dank und Service	205

Einleitung

Wir alle bekommen sie von klein auf geschenkt. Sie sind einfach da, begleiten uns und leben mit uns. Bäume – im Park, im Garten, am Wegrand, wie gerne stellen Eltern den Kinderwagen unter einen Baum. Kinderaugen schauen in die Krone. Ob es die Blüten eines Kirschbaumes sind, das Blättermeer des Ahorns oder der Nadelzweig einer Tanne ist, der tief genug hängt: Die Babyhand aus dem Kinderwagen greift danach und ertastet ihn, den Baum, den Freund, den Begleiter für ein Leben lang.

Es ist ganz normal, dass wir im Alltag die guten Dinge und Wesen, die einfach da sind, die uns still und verlässlich dienen, meistens nicht mehr bewusst sehen. Sogar mit lieben Menschen passiert uns das manchmal. Mit unseren Bäumen ist es nicht anders.

Dennoch beschirmen sie uns, das Holz ihrer mächtigen Stämme wärmt uns und umgibt uns. Ihre Wurzeln wachsen tief in unser Herz hinein. Jeder, der es einmal erlebt hat, wie ein mächtiger Baum gefällt wird, hat dabei auch erlebt, wie sehr uns das bis in unser Innerstes bewegt. Das Fallen eines in Jahrhunderten gewachsenen Riesen ist uns Menschen niemals gleichgültig. Das Schwanken einer himmelhohen Baumsäule, die sich erst langsam neigt, um dann mit voller Wucht auf dem Boden aufzuschlagen, dringt tief in uns ein. Wir sahen ihn ja wachsen. Sie berühren uns – unsere Baumbrüder. Ja, und neuerdings werden sie noch wichtiger für uns Menschen. Die unendlichen Wälder der Erde, aus Bäumen gebildet, zeigen uns das Konzept der perfekten Kreislaufwirtschaft. Gleichzeitig verschwinden Ängste und Worte wie Mangel, Müll und Zukunftssorgen aus unserem Leben. Das Beispiel der Wälder gibt uns Mut. Früher war es uraltes Handwer-

kerwissen, das sorgfältig von Generation zu Generation weitergegeben wurde. Unser Großvater lehrte mich noch, die Geheimnisse des Mondholzes zu nutzen, um dauerhaftes und gutes Konstruktionsholz für unsere Holzhäuser zu erhalten.

Heute beginnt mehr und mehr die Spitzenwissenschaft, die Angebote und den Zauber der Bäume zu erforschen. Erstaunliche Ergebnisse kommen zutage.

Das Mondholzgeheimnis wurde nach kontroversen Debatten an der renommierten Eidgenössischen Technischen Hochschule (ETH) in Zürich bestätigt. Grazer Wissenschaftler aus der Medizin rund um Prof. Maximilian Moser weisen plötzlich nach, dass hölzerne Räume unser Herz stärken, die Herzvariabilität verbessern, den Pulsschlag im Schlaf beruhigend senken, das Immunsystem stärken und letztlich unser Leben nicht nur verlängern, sondern bis ins hohe Alter gesund halten. Bruder Baum, Du schenkst uns so vieles. Wie können wir Menschen Dir dafür danken?

All diese wunderbaren Möglichkeiten bekommen wir von den Bäumen geschenkt. Sie verlangen nichts dafür. Das Einzige, was wir tun müssen, ist, unsere Zeit und unsere Aufmerksamkeit wieder mehr der Natur und ihren Möglichkeiten zuzuwenden.

Zu einem Baum gehen, dort einen Augenblick der Stille finden, ihn fühlen, ihn lieben und seine Geheimnisse erfahren – das ist der einfache, aber so wirkungsvolle Schritt, der die Weisheit und Kraft der Natur in unser Leben trägt: Das Prinzip sorgfältiger Ernte, die Raum für neu gesätes Leben schafft. Die Heilkräfte der Bäume, die unsere Gesundheit neu herstellen.

Das Holz selbst, dieser wunderbare Werkstoff, der als Tisch und Haus, als Geige und Tanzboden, als Werkzeug und Kunstgegenstand fröhlich und kraftvoll unser Dasein bereichert: Es ist viel mehr als nur ein genialer, durch die Evolution endlos optioniertes Material. Holz ist der große Überbringer aller Baumenergie und Weisheit.

Dieses Buch wird Sie dorthin begleiten. Die Geheimnisse der Bäume helfen uns, qualitätsvoller und intensiver zu leben und

gleichzeitig diese Welt für unsere Kinder zu erhalten. Eine Welt, die wir als Organismus verstehen sollen. Als Körper, in dem alles zusammenhängt. Diese Mutter Erde beuten wir Menschen aus. Wir schinden sie zu sehr. Seit dem ersten „Club of Rome“-Bericht haben Wissenschaftler und Denker alle wichtigen Philosophien und Wirtschaftstheorien zur Lösung dieser Probleme auf den Tisch gelegt. Allein an erfolgreich gelebten Beispielen fehlt es uns.

Das in diesem Buch vorgestellte Konzept der Bäume ist ein Beispiel für die umgesetzte Kreislaufwirtschaft, für energieautarke Industrien, die keinen Müll mehr verursachen, für das Leben mit nachwachsenden Rohstoffen, für erneuerbare Energien, mehr Gesundheit und Fröhlichkeit. Das Modell unserer Wälder ist mehr als ein vereinfachendes Patentrezept. Es zeigt uns exemplarisch, wie wir alle Bereiche unseres Lebens durchdenken und neu gestalten können. Zu unserem besseren eigenen Leben und zum Vorteil für alle Wesen auf unserer Erde.

Viel Freude auf einer ungewöhnlichen Reise in die Natur und viele persönliche Anregungen wünscht Ihr

Erwin Thoma

Du begleitest mich

Als Kind habe ich den Wald als Ort der Abenteuer, aber auch als Nahrungsquelle und Wärmespender kennen- und liebgelernt. Wärme und Köstlichkeiten in mehrfacher Hinsicht gab es dort für uns Menschen. Hinter dem Elternhaus in Bruck an der Glocknerstraße plätscherte der Wildbach. Erlen und Traubenkirschen befestigten seine Ufer. Dieses Bächlein lehrte uns sehr früh, dass in unserer Bergwelt die Idylle mitunter ganz schnell in die brutal entfesselten Vernichtungskräfte der Naturgewalten umschlagen kann. In Zeiten trockenen Wetters murmelten die Wässerchen aus dem Hundsbachgraben gemütlich über rund abgeschliffene Bachsteine. Durch spiralig ausgeschliffene Hohlwege im dunklen Grundgestein glitt das klare Wasser geschmeidig dem großen Fluss entgegen. Doch wehe, wenn im schwülen Hochsommer die Wolken plötzlich tiefschwarz vom Hundstein herzogen. „De Hundstoawetter sand de ärgsten!“, predigte unser alter Nachbar, der Lackner Robert, immer wieder. Tatsächlich ließen solche Unwetter das Bächlein oft in nur wenigen Minuten zum brodelnden, losgelassenen Strom anwachsen, der metergroße Steinblöcke inmitten der braunen Wassermassen durch das enge Bachbett schob, sie gegeneinander schleuderte, dass wir es aus der Wildbachgisch nur so krachen hörten. Schauernd liefen wir auf dem Weg neben dem Bachbett und beobachteten die hemmungslose Kraft. Der Berg selbst, so schien es, mit all dem Geröll, den Steinen und Erdmassen wollte durch den engen Graben rasen. Sobald uns Erwachsene am Rand des tobenden Wildbaches erblickten, wurden wir verscheucht wie die Fliegen und heim gejagt. Viel zu gefährlich war es dort. Wer ausrutscht und in die steilen Fluten stürzt, ist rettungslos verloren.

Genauso unerwartet, wie sie kamen, waren die Wassermassen dann auch wieder verschwunden. Oft genug zeigte sich am nächsten Morgen keine Wolke am blauen Himmel. Harmlos gurgelte es wieder aus dem Hundsbach zum Elternhaus herauf. Diese Morgen waren die Tage der vollzogenen Veränderung. Nicht nur unsere kleinen Bauwerke, manche Staumauer oder das selbst gebastelte Wasserrad waren verschwunden. Nein, auch ganze Tümpel waren weg. Anderswo lagen Felsblöcke, die neu das Wasser stauten. Zwischen den beiden steilen Bachböschungen bildeten sie jetzt die künftigen Barrieren, die das ewig fließende Wasser zu überwinden hatte.

Sonderbar genug erscheinen mir heute noch die steilen Böschungen, die all die Jahre dem Wildbach Einhalt gebieten konnten. Da war meistens kein harter Fels zu finden. Vielmehr gab es dort weiche Erde, den einen und anderen Stein dazwischen. Eigentlich ein verwundbares Gefüge, viel zu weich für einen tobenden, Steinblöcke speienden Wildbach. Das Geheimnis für den dennoch wundersamen Halt der Bachböschungen wurde an vielen Stellen sichtbar. Ein Labyrinth von Baumwurzeln füllte sorgsam jeden Erdenraum aus. Steine wurden von ihnen schlängelförmig umrundet, Felsspalten innig Halt findend ausgefüllt. Im Weichen, in der tiefbraunen Erde, wuchsen sie Pfähle bildend metertief hinein. Nach allen Richtungen breiteten sich die Seitenarme mit immer feineren Verzweigungen kunstvoll aus. Im Erdreich der Bachböschungen gab es eine Wurzelwelt, die an Verzweigung und kunstvoller Formenvielfalt den Kronendachlandschaften der Uferbäume in nichts nachstand.

Woher wissen kleine Buben über Wurzeln Bescheid?

Nicht überall konnten wir zum Bach hinunterklettern. Es waren steile Pfade zwischen Stauden und Bäumen, an denen wir uns hinunterhangelten. Auf dem abschüssigen Boden wanden sich verknottete Wurzelstränge. An Großvaters Hände erinnerten ihre Bahnen. Diese Adern im Erdreich waren die Haltepunkte für unsere kletternden Hände und Füße. Meist unverrückbar ver-

wachsen, manchmal auch von der Erde losgelöst und elastisch, bildeten die Wurzeln unsere Leitern über die Bachböschungen. Ganz unten dann, wo sich der Bach bis zum Felsgrund durchgefressen hatte, gab es eine Stelle, an der es dem Wasser gelang, eine Lücke am Stein entlang unter den Wurzelfilz in die Böschung hineinzugraben.

Diese Höhle führte uns in die verborgene Welt unter den Wurzelstöcken der Bäume. Sonst nur in den Wülsten erkennbar, die von den Baumanläufen ins Erdreich führten, konnten wir beim unterspülten Baum sein verborgenes Haltesystem plötzlich von unten betrachten. Es sei nur nebenbei erwähnt, uns Buben zog es weniger wegen des Studiums der Wurzelstöcke so oft in diese Höhle. Vielmehr war das eines der besten Verstecke im ganzen Dorf. Solange es einem dort nicht zu feucht, zu eng oder zu dunkel war, blieben wir vollkommen unauffindbar, vom Boden wahrhaft verschluckt. Erst nach einiger Zeit in der Höhle gewöhnte sich das Auge an das spärliche Licht. Das Gewirr der Holzwindungen über dem Kopf wurde nun nach und nach sichtbar. Im scheinbaren Durcheinander tauchte unerwartet die Ordnung der Wurzeln verschiedener Grade von den starken Haltewurzeln bis hin zur zwirnsfadenfeinen, Nährstoff gewinnenden Haarwurzel auf. Alles, was wir oben beim Kraxeln in den Kronen erlebt hatten, der verzweigte Weg vom großen Stamm in das immer Kleinere, spiegelte sich im dunklen Erdreich wider. Der wilde Hundsbach, hineingefressen und eng begrenzt durch die dicht bewachsenen Böschungen, war ein Paradies für uns, die Abenteuer suchende Kinderbande.

An schönen Sommertagen tauchten meine Brüder und ich, die Thoma-Buben, also in den Schutz der Blätterwälder ein. In den grünen Kronen über uns verschwanden die Singvögel, duckten sich in der Hitze des Bergsommers. Darunter standen wir mit den kurzen Lederhosen im Wasser und untersuchten Tümpel für Tümpel. Wir wussten, unter welchen Steinen die Forellen stehen konnten. Sie stiegen auf, von der Salzach kommend, in unseren

Hundsbach hinauf. Sobald wir eine rot getupfte Bachforelle im Tümpel aufspürten, sperrte einer von uns den Bachlauf nach oben ab, die Hände des Zweiten bildeten mit gespreizten Fingern den Rechen nach unten. Und der Dritte jagte den Fisch im Tümpel, bis er in einer Felsnische unter Wasser Zuflucht suchte. Dort konnten dann die Bubenhände geschickt hinter den Kiemen den glitschigen Leib fassen. Natürlich war das ein verbotenes Treiben. „Schwarzfischen“ hieß es, aber wohl keine Bubengeneration vor uns im Dorf, die das nicht ausprobiert hätte. Und die verlässlichsten Verbündeten, die uns deckten und verhüllten, waren die Bäume, die erwähnten Erlen und Traubenkirschen. Dazwischen wuchsen immer wieder knorrige Holunderstämme. Wir kannten sie alle. Nicht einer, an dem wir noch nicht hochgeklettert waren.

Früh habe ich gelernt, auf morsche Äste zu achten. Nicht nur einmal bin ich samt dem abgebrochenen Ast einige Meter heruntergefallen. Abgeschürfte Arme und Beine merkt man sich besser als jede gut gemeinte Erklärung der Mutter. Als Drittgeborener musste ich mich ohnehin besonders anstrengen, galt es doch immer, mit den beiden größeren Brüdern mitzuhalten.

Unsere solcherart erworbene Fähigkeit, auf beinahe jeden Baum zu steigen, wurde auch von den Erwachsenen genutzt.

Viel mehr als heute waren die Bäume der Landschaft damals Nahrungs- und Heilquellen. „Wenn Du beim Hollerbaum vorbeigehst, dann musst Du jedes Mal den Hut ziehen, so heilsam und wertvoll ist dieser Baum.“ Das hörte ich oft von meiner Mutter.

Im Juni pflückten wir die weißen, doldenförmigen Holunderblüten. Ein Teil wurde getrocknet und im Winter als fiebersenkender Schwitztee verabreicht. Der größere Teil kam in Fünflitergläser mit Zitronenscheiben und Wasser. Dort garte dann im Sonnenlicht herrlich erfrischender „Hollerpunsch“. Gekaufte Limonade kannten wir damals ja nicht. Das Angebot und der Geschmack unseres Essens und Trinkens ergaben sich aus dem, was gerade draußen wuchs und reifte. Niemals durften wir von einem Hollerbaum alle Blüten abreißen. So blieb ein Teil bis zum

Sommer. Tiefblaue Beeren reiften nun heran. Diese wurden jetzt im Wettlauf mit Amseln und Staren von uns gepflückt. „Hollerbeerensirup gegen Husten ist viel besser und hilft schneller als das ganze Zeug vom Doktor!“ Da war sich Mutter sehr sicher. Und das Hollerkoch, ein Brei mit Hollerbeeren, gehörte zum Standardessen im Spätsommer. Damit war die Nahrungsgewinnung an den Holunderbäumen aber noch lange nicht abgeschlossen.

Der Holunder ist ein kurzlebiger Baum. Mit 20 Jahren beginnen oft schon erste Äste einzutrocknen, und je nach Boden und Standort sind Holunderbäume mit einigen Jahrzehnten auf dem Buckel bereits am Ende ihrer Lebenszeit. In den letzten Jahren lässt dann die Blühkraft nach, die Beeren an den Zweigen werden immer weniger und kleiner. Unsere Mutter aber ließ sich davon nicht beirren. „Diese alten Bäume bieten etwas ganz Besonderes!“ Sie lehrte uns, den Anlauf des Baumstammes abzusuchen. Dort wuchsen ab dem fortgeschrittenen Alter braune Stockschwämme. „Die Menschen kennen nur Herrenpilze und Eierschwammerl. Dabei sind die Stockschwämme vom Holler in einer Suppe der feinste und beste Pilz, den man sich nur vorstellen kann.“

Im Herbst suchten wir daher die Hollerstämme ab und trugen Körbe gefüllt mit Stockschwämmen heim. Diese wurden auf dem Dachboden getrocknet. So konnten wir den ganzen Winter über Gemüse- und Kartoffelsuppen verfeinert mit herrlich knusprigen Stockschwämmen genießen.

Ja, und nicht nur die Mutter in ihrer Fürsorge für unsere gute Ernährung wurde beim Holler fündig. Auch wir Buben konnten aus diesem Baum ein weiteres, allerdings verbotenes Gerät gewinnen.

Die Äste des Hollers sind hohl oder mit einem weichen Mark gefüllt, das sich mühelos herauskratzen lässt. Da war es für uns ein Leichtes, aus derart ausgehöhlten Hollerästen eine große Pfeife zusammenzubauen. Damit wurden dann alle möglichen getrockneten Blätter und Gräser geraucht. Natürlich schmeckte

der beißende Rauch keinem von uns. Aber mit der Bubenschar in einem Versteck zu sitzen und verbotenerweise an einer Pfeife zu ziehen, dem konnten wir freilich nicht widerstehen.

Wie gut war es doch, dass sie nur knarrten, im Wind manchmal stöhnend ächzten und auch das ewige Rauschen der Kronen nur wenig von dem verraten konnte, was sie sahen. Auf sie konnten wir uns immer verlassen. Sie sahen alles und plauderten nichts aus, die großen Bäume, in deren Wurzelanläufen wir unsere Lager aufschlugen.

Einige Jahre später, als sich an unseren lang gewachsenen Gliedmaßen die Muskeln bildeten und mehr Kraft in den schlackigen Bubenkörpern wuchs, wurden wir zur Waldarbeit eingeteilt. Selbstverständlich noch nicht zur gefährlichen Ernte der ganz großen Stämme. Zuerst galt es für uns, sich um das Brennholz zu kümmern.

Was für eine Möglichkeit, in das Innere der großen Waldwesen zu blicken, tat sich da auf! Bis dahin war ja jeder Baumstamm eine dieser undurchdringbaren Säulen, die trutzig aus dem Boden ragen. Natürlich hatten wir längst untersucht, wie verschieden diese Formen mit ihren umhüllten Rindenmänteln sein konnten. Der alte Apfelbaum vor dem Haus war wohl der von uns meistbestiegene. Auf jeden größeren Ast sind wir geklettert, bis er sich unter unserer Last bedrohlich bog. Wer da noch weiter steigt, der spürt es übel am eigenen Leib. Vom brechenden Ast stürzend auf der Wiese liegen zu bleiben und durch den Aufprall keine Luft zu bekommen, das ist noch das Geringste, was geschehen kann. Das Wort Gehirnerschütterung lernten wir bei so einer Gelegenheit ebenfalls kennen.

Wir haben die Rinde kennengelernt. Die Schuppen der alten Bäume, die beim Wegbrechen helle Flecken hinterlassen. Die tiefen Rillen an der großen Eiche, sie konnten sogar als Kletterhilfe verwendet werden. All die Moose, verborgen in einer Astgabel, beginnen sie mit ihrer Besiedelung, bis sie manch schattig gelegenen Astarm grün gepolstert haben. Wie schön zum Anschauen,